

## ALLERSEELLEN

# Endlich leben

Mit der eigenen Sterblichkeit konfrontiert zu werden, kann Angst machen. Doch uns ist eine Zukunft mit Gott verheißen. **VON ANDREAS R. BATLOGG**

**I**st es nur ein frommer Wunsch? Eine schöne Fantasie? Reden wir es uns ein, weil wir es gern so hätten? Am Ende des ersten Hochgebets in der Feier der Eucharistie ruft der Priester beim Gedächtnis für die Verstorbenen zu Gott: „Wir bitten dich: Führe sie und alle, die in Christus entschlafen sind, in das Land der Verheißung, des Lichtes und des Friedens.“ Welch ein poetisches, welch ein tröstliches und beruhigendes Bild! Uns Christinnen und Christen ist ein Wiedersehen verheißen.

Mit allen Verstorbenen? Oder nur mit einigen? Wie das sein wird, wo es sein wird – das wissen wir nicht. Sehen wir unsere Eltern, unsere Verwandten, unsere Freunde physisch wieder, leibhaftig also? Und was heißt das, wenn die Körper verwest oder durch Kremierung zerstört sind? Werden wir sie sehen, mit ihnen reden, lachen, tanzen? Ich bin gespannt. Und was ist, wenn jemand seine Angehörigen nicht wiedersehen will? Das dritte Hochgebet umschreibt den Zustand so: „Dann wirst du alle Tränen trocknen. Wir werden dich, unseren Gott, schauen, wie du bist, dir ähnlich sein auf ewig und dein Lob singen ohne Ende.“ Auch diese Aussicht spricht mich an. Sie fasziniert: Gott schauen, ihm ähnlich werden! Was für eine Perspektive!

Zwar besuchen viele Menschen die Gräber ihrer Lieben bereits am Feiertag davor, also an Allerheiligen. Aber der Allerheiligentag hat seinen eigenen Reiz: Der Gang auf den Friedhof, das Stehen am Grab, das stille Gedenken oder das ausdrückliche Beten sind besondere Momente. Manche denken dabei auch an den eigenen Tod.

**Es durchzuckt mich, wenn ich in einem der Schweizer Hochgebete bete: „Wenn unser eigener Weg zu Ende geht, nimm auch uns für immer bei dir auf...“** Auch hier: das Nimm als Weggehen. Dem aber ein Ankommen in Aussicht gestellt ist. Wer das als billige Vertröstung abtut, dem sage ich: Das ist nicht unsere Erfindung! Es ist die Verheißung des gekreuzigten und auferstandenen Jesus von Nazareth, auf die wir uns dabei berufen. Glauben können, glauben wollen, glauben lernen, dass da einer auf mich wartet, mit offenen Armen vielleicht, einer, der mich willkommen heißt – das wäre es! Ich empfinde einen großen Trost darin. Solch ein Glaube ist vermutlich die größere „Glaubensleistung“ als das Repetieren von Katechismuswahrheiten oder von „für wahr zu haltenden“ Sätzen aus dem Arsenal der Dogmen. Dass es nicht aus ist mit dem Tod, dass das Grab nicht die „letzte Station“ ist – dass wir weiterleben, „für immer“, das kann neugierig machen. Ich glaube daran. Und hoffe darauf.

Und dann sticht mir, ganz ungeniert, eine Frage ins Auge: „Wie wollen Sie eigentlich im Sarg liegen?“ Eine irritierende Frage, ich zucke unwillkürlich zusammen. Manch einer denkt dabei an den Kultfilm *Vier Hochzeiten und ein Todesfall* mit Hugh Grant. Oder an die Comedyserie *Mr. Bean*. Als ich das Foto zu der Frage auf dem Programmflyer einer Akademie sah, dachte ich: eine brutale Konfrontation mit der eigenen Endlichkeit! Manche machen auch gerne Witze, wenn sie in diesem Zusammenhang vom „Probeliegen“ reden. Der ironische Umgang mit der Wirklichkeit ist auch eine Art der Auseinandersetzung mit dem, was Angst macht, was nicht „überschaubar“, nicht planbar, nicht in den Griff zu bekommen ist. Unausgesprochen schwingt mit: Wie wird das einmal bei mir sein?

**... dass da einer auf mich wartet, mit offenen Armen, einer, der mich willkommen heißt.**

Endlichkeit bedeutet Sterblichkeit: Mein Leben ist begrenzt. Das wissen wir, zumindest theoretisch. Praktisch verdrängen wir es oft. Erst mit meiner Krebsdiagnose im September 2017 und dem damit verbundenen Schock – damals war ich 55 Jahre alt – ist mir das selbst so richtig bewusst geworden. Auch das hat Monate gedauert, aber solche Gedanken lassen einen auf dem Weg zur Strahlen- und Chemotherapie nicht los.

**Die Endlichkeit bleibt der Kontrapunkt zu den Selfies des prallen Lebens:** zur (Sehn-)Sucht nach einem Dasein in Gesundheit und Wohlbefinden, schmerzfrei natürlich. Die Realität zeigt: Das Leben ist immer auch ein „Sterben auf Raten“. Dafür sorgen allein schon Krankheiten und Schicksalsschläge. Von einer Minute auf die andere kann alles vorbei sein. Manchmal wird das auf tragische Weise erfahrbar. Am Morgen habe ich noch mit jemandem geredet, am Abend erfahre ich: Die Person ist bei einem Unfall tödlich verunglückt, kommt nicht wieder. Dass ein Abschied nicht möglich war, schmerzt oft so sehr wie der Tod selbst. So vieles, das wird einem dann bewusst, ist ungesagt geblieben.

„Gut sterben – wie geht das?“ Gespräche über Sterbeerfahrungen, über ein Leben nach dem Tod, werden oft vermieden. Selbst im kirchlichen Bereich, vielleicht weil in früheren Zeiten geradezu inflationär vom „Jenseits“ gepredigt wurde. Inzwischen gibt es bekanntlich Gesellschaften, die den assistierten Suizid anbieten. Sie haben prominente Befürworter. Die Konfrontation mit der eigenen Endlichkeit hat aber auch das Potential, die Angst in Mut zu verwandeln. Im Mittelalter sprach man von der *ars moriendi*. Das Christentum hat die „Kunst zu sterben“ kultiviert.

**C**hristinnen und Christen dürfen hoffen, ja darauf vertrauen: Da kommt noch etwas! Diese Perspektive ist uns von Jesus zugesprochen – und zugemutet. Mir hat das geholfen, seinerzeit und seither. Ist das nicht mehr als einen kurzen Gedanken wert, nicht nur an trüben Novembertagen? Ersatzbefriedigungen, um all das zu verdrängen, gibt es zuhauf: die Flucht ins „all inclusive-Leben“. Menschen, die ganz diesseitsorientiert sind, wirken oft gestresst. Sie hetzen von einem Erlebnis zum nächsten und meinen, so intensiv wie möglich leben zu müssen – „auf Teufel komm raus“, wie man umgangssprachlich sagt.

„Endlich leben“ ist das Motto der Hospizbewegung in Vorarlberg, wo ich aufgewachsen bin: Leben im Bewusstsein der eigenen Vergänglichkeit. Aber eben auch wirklich leben – nicht nur in den Tag hinein oder gar „dahinvegetieren“. Ein echtes und ernst gemeintes Einüben in die „Kunst zu sterben“ verändert das Leben. Weil es bewusster gelebt wird. Täglich einzuüben ist das – ein Leben lang! **CG**

**ANDREAS R. BATLOGG**, Dr. theol., ist Jesuit und Publizist in München.

## Zum inneren Leben

### Gesehen

**Wenn ich im Auto sitze und einen Polizisten sehe, denke ich automatisch: Was habe ich falsch gemacht?** Gleich wird er mich anhalten. Bei manchen Leuten ist auch das Gottesbild so geprägt. Die Älteren haben es ja früher so gelernt: „Ein Auge ist, das alles sieht, auch was in dunkler Nacht geschieht.“ Gott war der allgegenwärtige Polizist, der alles sieht, jeden Fehler, und sofort ein Protokoll aufnimmt. Ein schrecklicher Gott, den man nur fliehen kann, ein schrecklicher Gott, vor dem man nicht fliehen kann.

Doch es gibt auch eine andere Erfahrung: Ein Kind wird nachts wach. Es hatte Angstträume. Es ruft nach seiner Mutter, seinem Vater. Die hören das Schreien, kommen und sehen nach, was dem Kind fehlt. Wenn das Kind die Eltern sieht, kann die Angst langsam weichen. Wenn jemand kommt und mit Liebe mich in meiner Not sieht, dann ist nicht einfach die Angst weg oder die Krankheit geheilt. Aber das Kind oder der Kranke wird schon ruhiger. Da ist jemand, dem ich vertraue, der es gut mit mir meint, der helfen kann. So gehört und gesehen werden, ist schon der Anfang der Heilung.

**FERDINAND KERSTIENS**  
in: „Biblische Zeitansagen“  
(LIT Verlag, Münster 2023)

### Gesucht

**Lebendige Menschen sind immer auf der Suche.** Sie finden ihr Glück nicht auf ausgetretenen Wegen, sie sehnen sich nach einem Leben, das über Erreichtes oder Gewohntes hinausgeht. Dies gilt auch für ihren Glaubensweg, für ihre Suche nach Vertrauen auf Gott. Der Glaube führt den Menschen mehr und mehr in die vollkommene Freiheit, stellt ihn in den Horizont dessen, „was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, was keinem Menschen in den Sinn gekommen ist“. Wir sind im Glauben stets unterwegs.

**COMMUNAUTÉ VON TAIZÉ**  
in: „Sucht und ihr werdet leben. Glaubensfragen auf der Spur“  
(Herder, Freiburg 2023)